

A photograph of an outdoor dining table set for a meal. The table is covered with a white tablecloth and is surrounded by wooden folding chairs. On the table, there are several wine glasses, a silver bucket containing bottles, and various dishes including bread and bowls. The setting is outdoors, with trees and foliage in the background, and a string of blue triangular bunting hanging above the table.

Joanna Trollope

Anderer
Leute
Kinder

Weltbild

Josie und Mitchell sind glücklich: Endlich, nach so vielen Jahren, haben sie sich als Partner fürs Leben gefunden. Ihr Entschluss zu heiraten kann jedoch nicht ohne verletzte Gefühle ihrer Umwelt durchgesetzt werden – denn beide sind bereits um die vierzig, verheiratet und haben Familie. So müssen sie erst eine Lösung für die vielen Probleme mit ihren Kindern und früheren Partnern finden, um ihr Glück auch wirklich genießen zu können. Doch das erweist sich alles andere als einfach ...

Ein einfühlsamer Roman über die Familie als Schauplatz großer Konflikte und Leidenschaften

Joanna Trollope

Anderer Leute Kinder

Roman

Aus dem Englischen von Annette Meyer-Prien

Weltbild

Die Autorin

Joanna Trollope ist eine der erfolgreichsten Autorinnen Großbritanniens – ihre Romane stehen dort regelmäßig an der Spitze der Bestsellerlisten. Sie hat zwei Töchter und zwei Stiefsöhne und ist mittlerweile auch Großmutter geworden. Joanne Trollope lebt in London.

Die englische Originalausgabe erschien unter dem Titel Other people's children.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2022 by Weltbild GmbH & Co. KG, Ohmstraße 8a, 86199
Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 1998 by Joanna Trollope

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 1999 by Hoffmann & Campe Verlag, Hamburg
/ Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co KG, München

Übersetzung: Annette Meyer-Prien

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: iStockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-96377-960-2

Für Di – Di, in Liebe

1. Kapitel

Hinter ihm sagte jemand: »So was sollte gar nicht Hochzeit heißen.« Rufus fühlte, wie seine Ohren glühten. Er lehnte sich vor und starrte auf die Spitzen seiner neuen Schuhe, die seine Mutter ihm statt der Turnschuhe für heute aufgeschwatzt hatte. Die Person, die das eben hinter ihm gesagt hatte, war eine Frau gewesen. Ihre Stimme kam ihm bekannt vor.

»Nicht beim zweiten Mal«, sagte sie jetzt. Sie klang ruhig, so, als stellte sie nur eine Tatsache fest, ohne jede persönliche Verärgerung. »Fürs zweite Mal müsste es ein anderes Wort geben.«

Rufus hob sehr langsam den Kopf, hörte auf, auf seine Schuhe zu starren und richtete stattdessen seinen Blick auf die Wand sieben Meter weiter vorne. Sie war mit weißem, satinartig schimmerndem Papier tapeziert und mit ebenso weißen Blumen und Bändern geschmückt, und mittendrin hing ein Bild von der Queen im weißen Kleid mit Diadem und einer blauen Schärpe über der Brust, mit so 'ner Art Brosche dran. Direkt unter der Queen war der braune Kopf der Dame in grauem Kostüm und goldenen Ohrsteckern, die, wie Rufus' Mutter sagte, die Standesbeamtin war. Standesbeamtin bedeutete, dass man Leute miteinander verheiraten konnte. Diese Standesbeamtin – die Rufus angelächelt und »Hallo, Kleiner!« zu ihm gesagt hatte – würde in einer Minute Rufus' Mutter verheiraten. Mit Matthew. Rufus ließ die Standesbeamtin keine Sekunde aus den Augen, andernfalls hätte er auch seine Mutter und Matthew gesehen. Matthews Anzug war auch grau, und er trug eine gelbe Blume im Knopfloch, und er war einen halben Kopf größer als Rufus' Mutter. Und außerdem und vor allem war er nicht Rufus' Vater.

Allerdings war er – und diese Tatsache verlieh diesem ohnehin verstörenden Tag zusätzlichen Schrecken – der Vater von mehreren anderen. Er war schon einmal verheiratet gewesen, mit einer Frau, an deren Namen Rufus sich nicht erinnern konnte, und er hatte drei Kinder. Drei. Allesamt älter als Rufus. Und – Rufus musste schlucken – er kannte keins von ihnen. Tatsächlich stand Matthews jüngere Tochter Clare jetzt neben ihm. Sie war unablässig damit beschäftigt, den unteren

Knopf ihrer schwarzen Jacke auf- und wieder zuzuknöpfen. Unter der Jacke trug sie einen knitterigen, fast bodenlangen Rock in Orange und dazu schwarze Stiefel. Sie war zehn. Rufus war acht. Rufus' Mutter hatte gesagt, dass er und Clare gut miteinander auskommen würden, weil sie Computerspiele zusammen spielen könnten, aber für Rufus war Clare so fremd, als käme sie von einem anderen Stern. Sie war wie jemand, den man einmal im Bus sieht und von dem man sofort weiß, dass man ihn nie wieder sehen wird. Mit ihrem Bruder Rory, der in schwarzer Lederjacke und schwarzer Jeans auf ihrer anderen Seite stand, war es genauso. Rufus' Mutter hatte darauf bestanden, dass er einen Schlips umband, und Rory trug ein T-Shirt. Er war zwölf, und man hatte ihm das Haar am Hinterkopf und an den Seiten kurz geschoren, sodass er schutzlos und ein wenig linkisch aussah – und ganz weich, wie ein Vogeljunges. Rufus und er hatten vorhin mit einer Coladose Fußball gespielt und sie auf der Terrasse vor dem Haus herumgekickt, das Rufus zukünftig mit seiner Mutter und Matthew teilen würde.

Und an manchen Wochenenden und in den Schulferien mit Clare und Rory und Becky, die fünfzehn war und schon – naja, bei ihr war nicht mehr alles flach vorne, unter dem Pullover. Becky kaute Kaugummi, dachte Rufus. Sie hatte die Bomberjacke aus Jeans an, die sie immer trug, außer im Bett, und tippte sich ab und zu ganz leicht auf ihre linke Brusttasche. Rufus wusste, warum. Sie hatte eine Packung Marlboro Lights da drin, und das sollte sie nicht. Jedes Mal wenn sie die Tasche berührte, machte sie ein zufriedenes und herausforderndes Gesicht. Rufus' Großmutter links neben ihm beugte sich ein wenig zu ihm herüber. Gleich würde sie sagen: »Alles in Ordnung, Liebling?« Er wartete.

»Alles in Ordnung, Liebling?«

Er nickte. Sie versuchte, seine Hand zu nehmen. Rufus mochte seine Großmutter, aber er wollte nicht ihre Hand halten, erst recht nicht in aller Öffentlichkeit, mit Clare und Rory und Bekky rechts neben ihm, die so beneidenswert solidarisch zu dritt waren und nicht einer allein. Er steckte die Hand in die Hosentasche. Da war eine Eichel, eine zusammengekrumelte Kit-Kat-Verpackungsfolie und der Gummistopfen von einer Wasserpistole. Er nahm die Eichel in die Hand. Sie war warm

von der langen Zeit in seiner Tasche, als hätte sie ein freundliches kleines Eigenleben. Er hatte sie vor Monaten unterwegs aufgehoben, als sie mit der Schulklasse zu den Sportplätzen in Bath gegangen waren, wo er früher gelebt hatte, wo sein Vater jetzt lebte und auch in dieser Minute, genau dieser Minute sein würde statt in diesem weißen Raum mit den Glaslichtern und Rufus' Mutter. Da, wo nun Matthew war.

Matthew griff unter der Tischdecke nach Josies Hand.

»Meine.«

Sie lächelte verzückt, wagte aber wegen der vielen anderen, die um diesen Tisch herum saßen und sie fast alle im Blick hatten, nicht, ihn anzusehen.

»Oh, Matt –«

»Meine«, sagte er noch einmal und drückte ihre Hand. »Kann's gar nicht glauben.«

»Na, na«, rief Matthews Vater aufgeräumt von der anderen Seite des Tisches. »Na, na, ihr beiden.«

»Es ist völlig legal«, sagte Matthew, »seit einer Stunde.« Das klang ganz unbefangen. Er hob Josies Hand unter der Decke hervor und küsste sie vor aller Augen auf den Ehering. »Mrs. Mitchell, vor dem Gesetz.«

»Viel Glück euch beiden!«, rief sein Vater. Er schnappte sich eine Sektflasche in seiner Nähe und spritzte etwas davon in sämtliche Gläser, die er erreichen konnte. »Trinkt! Trinkt auf ihr Wohl!«

»Viel Glück, ihr Lieben«, sagte Josies Mutter. Sie hob ihr Glas. »Auf ein langes gemeinsames Leben, Glück und Gesundheit.« Sie knuffte Clare an, die neben ihr saß. »Heb dein Glas, Liebes.«

»Ich mag das nicht«, sagte Clare. »Ich mag keinen Sekt.«

»Aber du kannst doch wohl dein Glas heben«, sagte Josies Mutter, »oder etwa nicht? Du musst ja nicht draus trinken.« Sie sah zu Rufus hinüber. Er saß eingeklemmt zwischen Rory und Matthews jüngerer Schwester Karen, die Krankenschwester war. Rory hatte bereits zwei Gläser Sekt hinuntergekippt und sah weggetreten aus. Rufus, fand seine Großmutter, sah aus wie früher, wenn er beim Krippenspiel in der Schule ein Solo singen sollte und wusste, dass irgendetwas schiefgehen würde. Sie bedeutete ihm, sein Glas zu heben.

»Trink auf Mami und Matthew, Liebling. Komm schon.«

Sie warf einen Blick zu ihrer Tochter hinüber. Josie sah so glücklich aus, so hübsch in ihrem cremefarbenen Seidenkleid und mit dem roten Haar, das sie irgendwie im Nacken hochgesteckt hatte, dass es einem geradezu gemein schien, irgendwelche Zweifel zu haben. Aber wie sollte sie nicht? Sie war selbst seit dreißig Jahren eine geschiedene Frau und Josie ihre einzige Tochter, wie sollte sie nicht die schrecklichsten Befürchtungen haben, wo Josie Tom Carver und dieses ganze gesetzelte, wohlstandige und bequeme Leben in Bath für den stellvertretenden Direktor einer höheren Schule mit drei ungezogenen Kindern und einer Ex-Frau verlassen hatte, die sich reichlich exzentrisch anhörte und offenbar aus diesem Loch in Herefordshire, in das sie verschwunden war, Giftpfeile abschoss vor Wut? Nicht dass Matthew kein netter Mann wäre, denn er war nett und außerdem ziemlich attraktiv, wenn man Männer mochte, die sich zweimal täglich rasieren mussten, aber er – nun ja, verglichen mit der von Tom, schien seine Stellung so unsicher. Und er wusste das. Als sie ihr erstes verlegenes Schwiegermutter-Schwiegersohn-in-spe-Treffen gehabt hatten und ihre Gläser mit irgendeinem unbedeutenden Weißwein auf Bierdeckeln in einem Pub um die Ecke hin und her schoben, hatte er gesagt: »Ich sollte mich wohl entschuldigen, Elaine.«

Sie hatte ihn überrascht angesehen.

»Wofür? Weil Sie sich Josie geschnappt haben? Niemand hat sich Josie je geschnappt. In ihrem ganzen Leben nicht. Josie hat nie irgendetwas getan, was sie nicht tun wollte. Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen.«

»Das tue ich auch nicht. Aber ich bin nicht so ein guter Fang, wie Tom Carver einer war.«

Elaine hatte ihr Weinglas angesehen. Sie dachte an das Haus in Bath, die hohen Fenster im Erdgeschoss, das makellose Souterrain, von dem aus Tom sein Architektenbüro betrieb, an den kleinen, von einer Mauer umgebenen Garten hinter dem Haus mit den Statuen und den steinernen Urnen. Josie hatte ihr erzählt, dass Matthew Mitchell dreiunddreißigtausend im Jahr verdiente. Inzwischen hatte sie auch das Haus gesehen, in dem sie leben würden, immer zu zweit, meistens zu

dritt und manchmal auch zu sechst. Es gab drei Schlafzimmer. Sie trank einen Schluck Wein.

»Es hat keinen Zweck, Ihnen etwas vorzumachen«, hatte sie zu Matthew gesagt. »Nein. Nein, das sind Sie nicht.«

Jetzt sah sie sich im Restaurant um. Es war ein Italiener mit grob getünchten weißen Wänden und geflochtenen Stühlen und einer Speisekarte, die neben anderen Gerichten fünfzehn verschiedene Sorten Pizza aufwies. Deswegen war es ausgesucht worden. Wegen der Kinder. Pizza für die Kinder.

»Bist du stark genug dafür?«, hatte Elaine zu Josie gesagt. »Bist du ganz sicher? Kannst du wirklich diese Kinder übernehmen? Das ist schwerer, als den Mount Everest hochzuklettern.«

»Mum«, hatte Josie gesagt, »ich habe das schon mal gemacht, und es ging. Ich bin schon mal die Stiefmutter gewesen.«

»Aber das war etwas anderes. Diese Kinder hier sind jünger und – nun ja, nicht besonders umgänglich –«

»Wir machen es zusammen«, sagte Josie. Sie hatte ihr Haar gebürstet, diese erstaunliche kupferne Flut, die ihr einen Glanz verlieh, der in keinem Verhältnis zum Rest ihrer Person stand. »Ich liebe ihn. Er liebt mich. Zusammen werden wir mit den Kindern fertigwerden.«

Neben Elaine sagte Clare, Matthews jüngstes Kind, gerade:

»Was ist das?«

»Was, Liebes?«

»Das da«, sagte Clare und stach mit der Gabel in ihre Pizza.

»Das ist eine Olive«, sagte Elaine.

Clare ließ die Gabel fallen.

»Igitt. Das esse ich nicht. Sieht aus wie ein Käfer.«

»Dann lass die Olive liegen«, sagte Elaine, »und iss den Rest.«

»Kann ich nicht«, sagte Clare. »Das kann ich nicht. Nicht, wenn da diese Olive war.«

Gegenüber am Tisch verschlangen Rufus und Rory einer neben dem anderen gierig ihre Pizza. Rory zerrte mit den Fingern an seiner herum, Rufus aß einfach nur, stetig, mechanisch, und ohne den Blick von seinem Teller zu heben. Auf Elaines eigenem Teller lag ein Häufchen bogenförmiger Nudeln in einer Lachs-Dill-Sauce. Ihr war nicht nach

Essen zumute. Nie war ihr weniger nach Essen zumute gewesen. Sie wandte sich Matthews Tochter Becky an ihrer anderen Seite zu. In ihrem Nasenflügel steckte eine winzige Mondsichel und jeder zweite Fingernagel an ihren beiden Händen war schwarz lackiert. Die Pizza vor ihr war gänzlich unberührt.

»Isst du nichts?«, fragte Elaine. Sie hatte eigentlich »Liebes« sagen wollen, aber irgendwie wollte ihr das Wort nicht über die Lippen.

»Nein«, sagte Becky. Ihre rechte Hand streifte die linke Brusttasche ihrer Jeansjacke.

»Bist du denn nicht hungrig?«

Becky drehte sich kurz zu ihr um und sah sie an. Ihre Augen waren überraschend klar, in einem blassen Delphinblau.

»Ich mache Diät«, sagte sie.

Karen, Matthews Schwester, vermied tunlichst den Blick ihres Vaters. Er übertrieb es, trank zu viel und trompetete lauter falschfröhliche Bemerkungen über den Tisch, um so gut es ging die Tatsache zu überdecken, dass Matthews Mutter ebenfalls hätte anwesend sein sollen, es aber nicht war, weil sie sich geweigert hatte, zur Hochzeit zu kommen. Sie hatte sich nicht nur geweigert zu kommen, sondern auch noch ein ausdauerndes und lautes Theater um diese Verweigerung gemacht, das darin gipfelte, dass sie sich am Hochzeitsmorgen in ihrem Schlafzimmer einschloss.

»Ich hole sie nicht raus«, hatte Karens Vater gesagt. »Ich werd's nicht einmal versuchen. Missbilligung kriecht unter dieser Tür durch wie schwarzer Rauch und von mir aus soll sie dran ersticken.«

Karen hatte Kopfschmerzen. Sie hatte gerade acht Nachtschichten auf der Altenstation hinter sich und war so müde, dass es ihr im Grunde nicht wichtig war, wer hier wen heiratete. Erschöpft dachte sie an die siebzehn langen Jahre, die Matthew mit Nadine verheiratet gewesen war, und an den nicht abreißenden Strom von Beschimpfungen, die ihre Mutter über Nadine ausgegossen hatte, über Nadines Aussehen und ihre mangelnden hausfraulichen Fähigkeiten, über das (ihrer Meinung nach) fehlgesteuerte politische Engagement und den unerschöpflichen studentischen Eifer, mit dem sie sich auf neue

Fertigkeiten, neue Sprachen, neue Ziele stürzte.

»Wann wird sie endlich aufhören, herumzuspielen, und mal ein bisschen Geld verdienen, mein Gott noch mal?«

Als Matthew sich dann aber in Josie verliebt hatte, war Karens Mutter über Nacht umgeschwenkt. Jetzt war Nadine plötzlich »Matthews Frau«, »die Mutter meiner Enkelkinder«, »meine Schwiegertochter«, so, als wäre ihr plötzlich ein Heiligenschein gewachsen. Nadine, so viel musste man ihr lassen, kümmerte sich ebenso wenig um diese neue Gesinnung wie um die alte, aber dafür war Matthew in höchstem Aufruhr. Er hatte wütende, tosende, ohrenbetäubende Auseinandersetzungen mit ihr gehabt, hatte sie brüllend und schreiend durchs ganze Haus gejagt und ihr immer und immer wieder vorgeworfen, im Grunde hätte sie doch nur das eine Problem: Sie sei nämlich eifersüchtig, ganz schlicht und hässlich und gemein eifersüchtig, weil er den Mut gehabt hatte, sich für ein mögliches zukünftiges Glück aus einer schlechten Ehe zu befreien, und weil sie es nie fertiggebracht hatte, das Gleiche zu tun, und stattdessen lieber immer weitergemacht hatte und zur Rache ihre Enttäuschung an jedem ausgelassen hatte, der ihr nahekam. Es stimmte. Karen seufzte und nahm ihr Sektglas in die Hand, das sie so gründlich verschmiert hatte, dass von seinem kurzlebigen festlichen Glanz nichts mehr übrig war. Natürlich stimmte es. Was denn wohl sonst, hatte sie sich manchmal gefragt, hatte dafür gesorgt, dass sie mit sechsenddreißig noch immer unverheiratet war und nie länger als einen Monat mit jemandem zusammengelebt hatte, als jenes fortwährende Spektakel ihrer Eltern, die offensichtlich so wenig zusammenpassten, dass sie eigentlich kein Wochenende miteinander verbringen konnten, geschweige denn ein ganzes Leben. Sie nahm einen Schluck Sekt. Er war schal und warm und schmeckte sauer. Neben ihr hatte Josies kleiner Junge Rufus Messer und Gabel abgelegt und sich in seinem Stuhl ganz weit zurückgesetzt, als spürte er, dass er nicht dazugehörte.

»Alles klar?«, fragte Karen.

Er sah aus wie ein richtig liebes Kind. Er sagte: »Ich habe Tomate auf den Schlips gekriegt.«

»Mach dir nichts draus. Schau dir nur meinen Dad an. Ich glaube, er hat den halben Teller drauf. Möchtest du Eis?«

Rufus schüttelte den Kopf. Er sah aus wie die Kätzchen und Hundewelpen im Schaufenster von Zoohandlungen, die alle darum bettelten, dass man sie mit nach Hause nahm, dachte Karen. Er sah so verloren aus. Wahrscheinlich fühlte er sich auch so. Im Krankenhaus hatte Karen schon eine Menge Kinder in seiner Situation gesehen, die die Stationsflure entlangschlichen, um Eltern zu besuchen, die nicht ihre Eltern waren und das auch nie sein würden oder sein konnten, außer in den Augen jener Gesellschaft, die sie aus purer Bequemlichkeit so nannte. Viele dieser Kinder sahen wie betäubt aus, so wie Rufus, als ob der Vorgang des Trauerns um die frühere Familie – die in vielen Fällen nicht einmal die adrette, anerkannte Geburtsfamilie war – schon auf den ersten entsetzten Blick so schmerzhaft gewesen wäre, dass sie es einfach gelassen hatten. Stattdessen waren sie in eine Starre gefallen, einen Zustand von Betäubung und stiller Duldung, so als spürten sie irgendwo tief drinnen in ihren schweren Herzen, wie machtlos sie bei der ganzen Geschichte waren. Karen berührte Rufus am Arm.

»Weißt du, du wirst ihn mögen. Matthew. Wenn du ihn erst besser kennst.«

Rufus lief langsam rot an.

»Er versteht sich gut mit Kindern. Er mag sie.«

Rufus neigte ein bisschen den Kopf, sagte aber nichts. Karen sah an ihm vorbei zu ihrem Neffen Rory. Er hatte seine Pizza bis auf den äußersten Rand aufgegessen und trank jetzt in schnellen Zügen Cola direkt aus der Dose.

»Du solltest sie dir in ein Glas gießen, Rory. Das hier ist eine Hochzeit.« Er unterbrach sein atemloses Trinken, um zu sagen: »Die haben sie mir so gegeben.«

»Das ist kein Grund«, sagte Karen. Rory war intelligent wie alle Kinder von Matthew, aber er hatte Nadines Verächtlichkeit geerbt, genau wie seine Schwestern. Nadine verachtete alles und jeden: Konventionen, Traditionen, jede anerkannte Art zu denken und zu handeln. Karen war sicher, dass sich Matthew ursprünglich genau wegen dieser Verächtlichkeit zu ihr hingezogen gefühlt hatte, weil sie ihm nach der engen, streng respektablen Erziehung, die er selber und Karen genossen hatten, frisch und vital und forsch vorkam. Nadine hatte wie

jemand gewirkt, der ein Fenster aufmacht, um einen wirbelnden Schwall salziger Luft in die muffige Enge von Matthews Leben zu lassen, und er hatte sie für ihre rebellische Art angehimmelt. Mit der Zeit aber machte sie ihn wahnsinnig, und zwar so sehr, dass er, kurz bevor er Josie kennenlernte, für einen Monat in ein möbliertes Zimmer in einem Bed-and-Breakfast gezogen war, und sie hatten ihn alle decken müssen, sollten die Eltern in seiner Schule draufkommen und denken, er wäre verrückt geworden. Wäre er ja auch beinahe. Es hatte alles damit begonnen, dass Nadine an einem Friedenslager für Frauen am Eingang zu einem Militärstandort in Suffolk teilgenommen hatte. Das war jetzt fast acht Jahre her, und auch wenn sie wieder nach Hause gekommen war, konnte sie nicht mehr aufhören. Sie verliebte sich in den Zustand anti irgendwas zu sein – anti Mutterschaft, anti Ehe, anti die Erziehungsmethoden an Matthews Schule, anti jede Form von Ordnung. Sie jagte jedem Klischee hinterher, als wäre es eine Kanalaratte, und pappte radikale Sprüche an die Kühlschrankschranktür. Karen wusste, dass man mit ihr nicht zusammenleben konnte, aber trotzdem hatte sie was. Diese prickelnde Energie und ihre Späße, die verrückten Mahlzeiten, die sie mitten in der Nacht zusammenkochte, und die plötzlichen Freundschaftsbekundungen, die einen immer wieder auf ihre Seite zogen, obwohl man sich eben geschworen hatte, ihr endlich zu sagen, dass sie eine selbstsüchtige Kuh war, und das auch so meinte. Karen lehnte sich vor und legte die Hand auf Rorys Arm. »Du solltest dich um Rufus kümmern.«

Rory würdigte sie keines Blickes.

»Warum?«

»Weil er jetzt dein Stiefbruder ist, und ihr seid zu dritt.«

Rory rülpste.

»Lass das Getue«, sagte Karen.

Rory starrte über den Tisch herüber und sagte: »Es hat sich nichts geändert.«

»Wie bitte?«

»Hat Mum gesagt. Zu der Hochzeit. Es ändert sich nichts. Hat sie gesagt.«

Karen holte tief Luft.

»Entschuldige mal, aber das hat es doch. Es hat sich eine ganze Menge geändert. Ihr habt jetzt eine Stiefmutter und einen Stiefbruder, und du wirst dich damit abfinden müssen.« Zwischen ihnen ließ sich ein leises Geräusch vernehmen. Eine höchst unerwünschte Träne rollte über Rufus' Wange hinunter, und er hatte entsetzt den Arm hochgerissen, um sie aufzuhalten.

»Ach, du lieber Gott«, sagte Karen.

Rory nahm einen letzten Schluck Cola und schob seinen Stuhl zurück. Ohne Rufus anzusehen, sagte er: »Hast du Lust auf Dosenkicken?«

»Okay?«, flüsterte Matthew.

Josie nickte. Obwohl sie so glücklich war über diesen Tag und dass sie nun wirklich ganz Matthew angehörte, hatte sie nicht verhindern können, dass ihre Blicke ständig zu Rufus hinüberwanderten. Er kam ihr unglaublich klein vor, viel kleiner als acht, so klein wie damals, als sie ihn zur Einschulung gebracht hatte und er nach einem Blick auf den Sportplatz, wo sie im Sommerhalbjahr davor so oft mit ihm hingegangen war, um ihn daran zu gewöhnen, gesagt hatte: »Nein.«

»Rufus«, hatte sie gesagt, »das hier ist die Schule. Du hast dich so darauf gefreut. Es wird dir gefallen.«

Er hatte ihr die Hand entzogen und sie außer Reichweite hinter seinem Rücken versteckt.

»Nein«, hatte er wiederholt.

Jetzt konnte er nicht mehr in dieser unerschütterlichen Art eines Fünfjährigen, dem es egal ist, was die anderen davon denken, Nein sagen, aber er konnte danach aussehen. Alles an ihm sah danach aus – die Art, wie er sich über seinen Teller beugte und wie er nur einzelne, geflüsterte Silben von sich gab. Josie hatte gesehen, wie Karen mit ihm zu reden versuchte, und dann, weil Karen mit halb abgewandtem Rücken zu ihr saß und damit den Blick versperrte, mehr gespürt als gesehen, dass es irgendeinen kleinen Zwischenfall gegeben hatte, der dazu führte, dass Rory sich schlurfend vom Tisch entfernte, gefolgt von Rufus, der den Kopf hängen ließ. Keiner der beiden hatte um Erlaubnis gebeten, aufstehen zu dürfen.

Matthew beugte sich näher zu ihr. Sie spürte seinen warmen Atem an

ihrem Ohr.

»Kann es kaum erwarten.«

»Matt –«

»Ja?«

»Die Jungen sind weggegangen –«

»Die toben bestimmt auf dem Parkplatz rum. Denen geht's schon gut.«

»Ich glaube nicht, dass es irgendeinem der Kinder gut geht.«

»Nein«, sagte er. Er nahm wieder ihre Hand. »Nein, tut es nicht. Aber das wird es. Es ist erst der Anfang.«

»Vielleicht sollten wir nicht wegfahren –«

»Schatz«, sagte Matthew, »wir fahren für ganze drei Nächte weg. Das ist alles. Aber die gehören uns. So wie auch dieser Tag nur uns gehört.« Er sah sich am Tisch um. »Schau mal. Deine Mutter, mein Vater, unsere Kinder, deine beste Freundin, meine Schwester, mein bester Freund, sie sind alle unseretwegen hier, für uns, für das, was wir aus unserer Zukunft machen, und für all die Fehler der Vergangenheit, die wir wiedergutmachen werden.« Er schüttelte ihre Hand, die er in seiner hielt. »Ich liebe dich.«

»Ich dich auch«, sagte sie. »Ich dich auch. Aber ich sage dir, sogar meine beste Freundin findet, dass wir das Ganze nicht diskret genug gehandhabt haben. Sie meint, wir hätten uns einfach mit zwei Zeugen bei Nacht verdrücken sollen.«

»Lass sie doch«, sagte Matthew. »Lass sie. Sie heiraten wir ja nicht. Wir heiraten überhaupt niemanden außer uns.«

»Ich mag es nicht, wenn jemand kritisiert, was ich tue«, sagte Josie.

»Nicht einmal, wenn ich diesen jemand so gut kenne wie Beth.«

»Wie wundervoll«, sagte Matthew. »Wie süß, wie absolut süß, dass du dir über solche Dinge Gedanken machst.« Er sah sie in einer Weise an, seine Augen auf ihren Lippen, bei der ihr immer ganz schwach wurde.

»Nadine hätte jede Sekunde davon genossen.«

Auf der gegenüberliegenden Seite fragte Beth Saddler, Josies Schulfreundin aus längst vergangenen Tagen in Wimbledon, Matthews Vater, ob er etwas dagegen hätte, wenn sie rauchte.

»Wüsste nicht, warum«, sagte er. »Stehen überall Aschenbecher, oder

nicht? Ich würde ja mitrauchen, aber es ist die einzige Sache, die ich aufgegeben habe, bei der ich auch bleibe.«

Beth nahm eine Packung Zigaretten und ein Feuerzeug aus ihrer Handtasche und legte sie neben ihren Teller.

»Ich lechze schon seit Stunden danach.«

»Das ist immer so bei solchen Anlässen«, sagte Matthews Vater. »Da wird man ganz kribbelig.«

»Ich war bei Josies erster Hochzeit. Der totale Traum in Weiß und in der Kirche. Obwohl sie schwanger war. Bei Matthew damals auch?«

»Nein«, sagte Matthews Vater. Er schenkte sich den Rest aus der nächstbesten Flasche in seiner Reichweite ins Glas. »Nur Standesamt und ein Curry zum Essen.« Er verzog das Gesicht. »Ich schmeck's heute noch.«

»Irgendwie komme ich nicht damit zurecht, dass immer von Hochzeiten die Rede ist. Wenn jemand zum zweiten Mal heiratet, ist das keine Hochzeit, es ist einfach nur eine zweite Ehe. Es sollte so still über die Bühne gehen, dass man kaum etwas davon merkt. Empfindet Ihre Frau das auch so?«

Matthews Vater kippte sein Glas hinunter.

»Ich habe fünfundvierzig Jahre lang nicht den leisesten Schimmer gehabt, was meine Frau empfindet.«

Beth sprach weiter, als hätte er nichts gesagt: »Ich meine, es ist diese Stiefgeschichte. Ich weiß ja, dass es erschreckend häufig vorkommt und so weiter, aber Stiefeltern können für ein Kind doch keine zufriedenstellenden Eltern sein. Ich weiß, dass niemand schuld ist. Ich weiß ja, dass es einfach so ist. Aber den ganzen Tag lang haben wir alle einfach angenommen, dass schon alles gut ausgehen wird, die Hochzeit, die Ehe, das mit den Kindern, als wäre es ganz natürlich.«

Matthews Vater sah sie an.

»Sind Sie verheiratet?«

»Nein«, sagte Beth, »aber ich lebe schon seit sieben Jahren mit jemandem zusammen.«

Matthews Vater grunzte.

»Kinder?«

»Nein.«

Er kratzte sich am Ohr. »Mir scheint einfach«, sagte er, »dass es gute Eltern und schlechte Eltern gibt und gute Stiefeltern und schlechte Stiefeltern, und wenn man bei dem ganzen verdammten Durcheinander heutzutage irgendwas Gutes von der einen oder der anderen Sorte erwischt, kann man sich verdammt glücklich schätzen.«

Beth nahm ihre Zigaretten und ihr Feuerzeug auf und legte sie dann, fein säuberlich und exakt aufeinandergestapelt, wieder hin.

»Oh«, sagte sie.

»Sie raucht«, sagte Becky.

Ted Holmes, der Matthew bei einem Bergwanderurlaub in Frankreich vor zwanzig Jahren begegnet und seitdem sein Freund geblieben war, fragte: »Na und?«

»Also rauche ich auch«, sagte Becky.

Ted musterte sie. Sie war groß für ihr Alter, ihr Busen zeichnete sich deutlich ab, und sie hatte die erstaunlich blauen Augen ihrer Mutter, die so hell und ausdruckslos waren wie die Augen von schönen, gefährlichen Aliens in einem Roman von John Windham.

»Und wen willst du damit ärgern?«

Becky zuckte die Achseln.

»Niemanden.«

»Oder alle.«

»Wer würde es schon merken?«

»Dein Vater. Dein Großvater.«

Becky sagte: »Mum hat nichts dagegen.«

»Sie ist nicht da, um etwas dagegen zu haben oder nicht«, sagte Ted.

Ted hatte Nadine immer als absoluten Albtraum empfunden. Matthew hatte sie kurz nach diesem ersten Urlaub kennengelernt, und Ted war entsetzt gewesen.

»Junge«, hatte er zu Matthew gesagt. »Junge, tu's nicht. Die Frau ist das reine Chaos. Sie ist verrückt.«

Matthew hatte ihn geboxt. Und dann hatten sie auf dem Parkplatz eine unbeholfene, völlig ungeübte Schlägerei veranstaltet, die der Pub-Besitzer beendet hatte, indem er ihnen einfach sagte, sie sollten aufhören. Matthew hatte sich nicht abbringen lassen und Nadine

geheiratet, und dann hatte Ted ein Mädchen in seinem Squash-Club kennengelernt und eine derart lange und ereignislose Werbungszeit begonnen, dass er manchmal glaubte, er wäre immer noch nicht weiter, wenn sie nicht gesagt hätte, sie würde ihn verlassen, wenn er sie nicht heiratete. Als er es erst einmal war, gefiel ihm das Verheiratetsein gut. Penny war als Ehefrau noch besser, als sie es als Freundin gewesen war, und nach fünf Jahren schenkte sie ohne großes Aufheben zwei Zwillingssjungen das Leben, die jetzt mit Masern zu Hause lagen, und Penny war auch zu Hause bei ihnen und pflegte sie, anstatt hier mit Ted in Sedgebury in einem italienischen Restaurant zu sitzen und den alten Matthew zu unterstützen.

»Ich glaube«, sagte Ted zu Becky, »du sparst dir die Zigarette lieber auf, bis du im Zug sitzt. Du fährst doch heute Abend nach Herefordshire zurück, oder?«

Becky nickte.

»Holt Mum dich ab?«

»Wenn ihre alte Rostlaube das noch schafft. Das ist ein totales Wrack. Mehr will Dad ihr nicht geben.«

»Na, na.«

»Hinten ist ein Loch im Boden. Dadurch kann man die Straße sehen.«

»Hat deine Mutter«, fragte Ted und betrachtete Beckys ungleiche Fingernägel, »einen Job?«

»Nein.«

»Wenn sie einen hätte, könnte sie ein besseres Auto kaufen.«

»Warum sollte sie?«

»Wir müssen uns alle anstrengen«, sagte Ted. »Wir müssen alle etwas tun.«

Becky zog sich eine Haarsträhne ins Gesicht, um sie genau zu studieren.

»Nicht, wenn alles so unfair ist.«

»Unfair?«

Ohne Josie anzusehen, sagte Becky: »Sie hat ein neues Haus, oder etwa nicht? Und das Auto, das sie haben, ist so gut wie neu.«

»Und wem gegenüber soll das nicht fair sein?«

»Mum.«

»Becky«, sagte Ted, und plötzlich war ihm alles egal. »Deine Mutter

wüsste nicht einmal, was Fairness ist, wenn sie sie zum Frühstück im Müsli hätte.«

Sie ließ die Haarsträhne los und funkelte ihn an.

»Schwein«, sagte sie.

Er zuckte die Schultern. »Okay«, sagte er. »Wenn du dich dann besser fühlst.«

Sie holte tief Luft.

»Ich fühle mich überhaupt nicht besser«, kreischte sie. »Kein bisschen! Und das werde ich auch nie wieder!« Und dann brach sie in Tränen aus und ließ den Kopf in ihre kalt gewordene, unberührte Pizza fallen.

»Ted hat sich entschuldigt«, sagte Matthew.

Josie lehnte mit geschlossenen Augen im Beifahrersitz des Autos und fragte, warum er das für nötig hielt.

»Weil er Becky zum Weinen gebracht hat.«

»Was hat er gesagt?«

»Das wollte er mir nicht sagen, aber es hatte irgendwas mit Nadine zu tun. Wahrscheinlich irgendeine Gemeinheit. Er konnte Nadine nicht ausstehen.«

Josie spürte eine Welle der Zuneigung für Ted Holmes. Sie wärmte sie und überdeckte ein wenig die Kälte, die sie trotz all ihrer früheren freudigen Erregung befallen hatte, als sie sich von Rufus verabschieden musste. Er würde bei ihrer Mutter Elaine bleiben, drei Tage lang. Er hielt ihr sein Gesicht zum Kuss hin, und es war dabei so ausdruckslos, als würde er von jemandem geküsst, den er kaum kannte, und es nur zulassen, weil man es ihm so gesagt hatte.

»Tschüss, mein Liebling.«

»Tschüss.«

»Macht euch eine schöne Zeit«, sagte Elaine. »Und macht euch keine Sorgen. Denkt gar nicht an ihn.«

Josie sah sie dankbar an. Elaine hätte sich nichts von alledem selber ausgesucht, aber sie gab sich Mühe, sie gab sich wirklich alle Mühe, es zu akzeptieren und das Beste daraus zu machen.

»Mum war prima«, sagte sie jetzt zu Matthew.

Er griff nach ihrer Hand.

»Das war sie«, sagte er. »Und Dad war auch in Ordnung und Karen

auch, und meine Mutter war eine Katastrophe.«

Josie ließ ihren Kopf zur Seite rollen, sodass sie sein Profil und seine markante Kinnlinie sehen konnte, die sie so sehr bewunderte, was eine seltsame Wendung war, nachdem sie doch früher die Kinnpartie eines Mannes nie auch nur bewusst wahrgenommen hatte.

»Und die Kinder –«

»Josie«, sagte Matthew. Er ließ ihre Hand los und legte sie wieder aufs Steuerrad. »Josie, wir haben zwei Tage und drei Nächte zusammen, und in diesen zwei Tagen und drei Nächten werden wir die Kinder nicht einmal erwähnen.« Er machte eine Pause und sagte dann mit schon sehr viel weniger zuversichtlicher Stimme: »Dafür bleibt uns noch der ganze Rest unseres Lebens.«

2. Kapitel

Elizabeth Brown stand im ersten Stock des Hauses, das sie gerade gekauft hatte, an den Fenstern und sah in den Garten hinunter. Hinunter war in diesem Fall genau das richtige Wort. Der Garten fiel so steil zu der weiter unten liegenden Straße hin ab, dass irgendein früherer Besitzer Terrassen in riesig hohen Absätzen und einen allmählich ansteigenden Zickzackpfad angelegt hatte, damit man wenigstens die Vordertür erreichen konnte, ohne sich als Bergsteiger zu betätigen. Wenn Elizabeth aus diesem Schlafzimmer in das kleinere dahinter gegangen wäre, das sie in ein Bad umbauen lassen wollte, hätte sie sehen können, dass das Land nach hinten hinaus bis zu einer zweiten Straße hin genauso stark anstieg, Gartentor und Garage am höchsten Punkt, als gäbe es diese auf halber Höhe gelegenen Häuser, die dem Abhang aufgezwungen worden waren, überhaupt nicht. Das Ganze macht den Eindruck, als würde man auf dem Treppenabsatz leben, hatte ihr Vater gesagt, als er gekommen war, um es sich anzusehen.

»Ich weiß«, sagte sie. Sie liebte ihren Vater und gab viel auf seine Meinung. »Bin ich verrückt?«

»Nicht, wenn es das ist, was du willst.«

Das wollte sie. Ein beunruhigendes Gefühl, weil es so ganz anders war als das, was sie eigentlich hatte kaufen wollen. Sie hatte an ein Cottage gedacht, ein Cottage, das im absoluten Kontrast zu der praktischen, aber charakterlosen Londoner Mietwohnung stand, in der sie die Woche über lebte. Als Elizabeths Mutter starb und ihr Vater beschloss, sein Buchantiquariat in Bath zu verkaufen und in eine Wohnung dort zu ziehen, die groß genug war, seine Bücher und Whiskyflaschen und Dosensuppen aufzunehmen – mehr brauchte er nicht für seinen Unterhalt –, hatte er Elizabeth etwas Geld gegeben. Eine ziemliche Summe, genug, um ihr arbeitsreiches, komfortables, aber ereignisloses Berufsleben zu verändern, wenn sie das wollte. Genug, um ein Cottage zu kaufen. Ein Cottage in den Bergen um Bath, mit einem Garten.

»Du solltest dich im Garten betätigen«, sagte ihr Vater. »Scheint das Richtige für Frauen zu sein. Hat wohl was mit Fruchtbarkeit und Aufzucht zu tun. Sieh dich nach einem Garten um.«

Dutzende von Gärten hatte sie sich angesehen, Dutzende, und die dazugehörigen Cottages. Für ein paar davon hatte sie ein Gebot gemacht und war überraschend wenig enttäuscht gewesen, wenn jemand anderes höher geboten und den Zuschlag bekommen hatte. Einen ganzen Sommer lang sah sie sich Cottages und Gärten an, fuhr Freitagnachmittags nach Bath, übernachtete ziemlich unbequem zwischen Bücherstapeln bei ihrem Vater, besichtigte den ganzen Sonnabend über und manchmal auch am Sonntagmorgen und fuhr dann Sonntagnachmittags nach London zurück, um sich innerlich für die kommende Woche vorzubereiten.

»Es gibt kein fertiges Idyll«, sagte ihr Vater. »So was muss man selber machen.« Er hatte sie angesehen. »Du fängst an einzurosten, Eliza. Du musst einen Schritt nach vorne machen. Ins kalte Wasser springen.«

»Du hast nie –«

»Nein. Aber das heißt nicht, dass ich meinte, ich hätte immer alles richtig gemacht. Kauf einen Turm. Eine Windmühle. Aber kauf irgendwas.« Also tat sie das. An einem warmen Sonntagmorgen im September sagte sie die Besichtigung eines Cottages in Freshford ab und machte stattdessen einen Spaziergang die steilen Straßen und Wege oberhalb der Wohnung ihres Vaters entlang. Es war alles sehr reizend und niedlich, und überall zwischen den hügeligen Häuserreihen herrschte sonntägliche Betriebsamkeit: Familien und Ehepaare hatten das Radio aufgedreht, dass es durch die Fenster nach draußen schallte, vereinzelt wurde gegärtnert oder gewaschen, Hunde waren zu sehen, von Zeit zu Zeit ein Kinderwagen. Hier und da war ein »Zu verkaufen«-Schild achtlos in eine Hecke gesteckt worden, aber Elizabeth wollte kein Stadthaus, also sah sie kaum hin und dachte nur mit dieser Sehnsucht, die schon so zu einem festen Bestandteil ihres täglichen Denkens geworden war, dass sie sie kaum noch wahrnahm, wie schön es sein müsste, wenn man ein Haus in der Stadt und in Schulnähe brauchte, um eine Familie darin wohnen zu lassen. Wie schön wäre es wohl, etwas tun zu müssen, anstatt sich mit einem Anflug von Verlorenheit, die ihre Freunde lautstark und voller Neid als Freiheit bezeichneten, zu fragen, wofür man sich entscheiden sollte.

Sie blieb an einer Pforte stehen. Es war ein niedriges Eisentor und daran

klebte ein achtlos mit der Hand geschriebener Zettel mit der Aufschrift: »Vorsicht Schmucklilien«. Daneben lehnte ein »Zu verkaufen«-Schild träge an einem jungen Zitronenbaum, als wäre es schon eine ganze Weile dort. Sie sah auf. Der Garten, wild und verwuchert und doch von einer Ahnung umgeben, dass er einmal mit großer Sorgfalt von jemandem geplant worden war, stieg abrupt zur Vorderfront eines kleinen, zweigeschossigen Hauses aus glatten Steinen in einer Reihe von insgesamt zehn Grundstücken an. Es hatte einen schwarzen Eisenvorbau im Regency-Stil und einen Schornstein aus Backstein, und in einem der anschließenden Gärten sang ein kleines Mädchen in rosa Höschen und einem Hexenhut einem Etwas in einem Schuhkarton etwas vor. Elizabeth öffnete die Pforte und ging den geschlungenen Weg hinauf.

Jetzt, drei Monate später, gehörte es ihr. Am Zitronenbaum waren keine Blätter mehr, und der Garten war zu einem farblosen Nichts verkommen, aber der Zitronenbaum gehörte ihr, genau wie die seltsamen, halb kultivierten Terrassen, die voller Möglichkeiten steckten, wie Tom Carver sagte. Tom Carver war ein Architekt. Ihr Vater kannte ihn, weil Architektur zu den Spezialgebieten seiner Buchhandlung gehört hatte, und hatte Elizabeth vorgeschlagen, sich von ihm helfen zu lassen.

»Netter Mann. Guter Architekt.«

»Na, in so was hier bin ich jedenfalls gut«, hatte Tom gesagt, als er in dem winzigen Wohnzimmer stand. »Ich weiß, wie man Raum schafft.« Sie nickte dankbar. Es wurmte sie, dass ausgerechnet sie, die ihr ganzes Arbeitsleben damit verbracht hatte, entweder andere unmerklich zu einer Entscheidung zu drängen oder voller Elan selber welche zu treffen, sich in diesem Haus so hilflos fühlte, als repräsentierte es für sie alle möglichen Dinge, denen sie wahrscheinlich nicht gewachsen sein würde.

»Wissen Sie, ich bin mir gar nicht sicher, ob ich überhaupt ein Haus haben will«, sagte sie zu Tom Carver.

»Aber das hier wollen Sie.«

»Sieht ganz so aus –«

Er war vielleicht Mitte oder Anfang fünfzig, ein stämmiger Mann mit

einem großen Kopf und leicht angegrautem Haar und überraschend selbstverständlichen und geschmeidigen Bewegungen. Ihr fiel auf, dass er auch seine Kleidung mit der gleichen Selbstverständlichkeit trug, als hätte er immer nur genau das am Leib, was er sich auch vorgenommen hatte. Elizabeth hatte dieses Gefühl nur selten. Bei der Arbeit war es in Ordnung, da gab es keine Probleme, weil im Beruf, was die Kleidung betraf, nichts weiter von ihr verlangt wurde als respektgebietende, aber nüchterne Korrektheit. Das Problem war die Freizeit. Sie hatte in ihrem ganzen Leben kein richtiges Gespür für Freizeitlook entwickelt.

»Ich denke, wir sollten hier einen Durchbruch machen«, sagte Tom Carver. »Damit bekämen Sie einen wirklich schönen, freien Raum zum Wohnen. Sie hätten Licht von Norden und Süden und genug Platz für einen ganzen Schwarm von Katzen.« Er fuhr mit den Fingerknöcheln über die Trennwand zum hinteren Zimmer. »Was machen Sie so?«

»Ich bin Staatsbeamtin.«

»Finanzministerium?«

Sie errötete und schüttelte den Kopf.

»Nationales Erbe. Vornehmlich – Bibliotheken.«

»Warum werden Sie da rot? Bibliotheken sind etwas Wunderbares.«

»Das ist ja das Problem.«

Er lächelte.

»Sollen wir aus dem Haus hier etwas ganz Bohemienhaftes machen?«

Sie lachte und sagte: »Ich wäre entsetzt.«

»War nicht ernst gemeint«, sagte er, »aber es kann nicht schaden, das Ganze ein bisschen aufzulockern. Wenn wir die Küche an der Nordseite des Raumes hier unterbringen, hätten Sie den Süden zum Sitzen.«

»Ich muss nicht sitzen«, sagte Elizabeth. »Muss ich nicht. Ich muss im Garten arbeiten.«

Und ich muss lernen, wie man das macht, dachte sie dann, als sie in den Garten hinuntersah. In dem praktischen Apartment in einer Nebenstraße der Draycott Avenue gab es nicht einmal einen Balkonkasten, und die Zimmerpflanzen, die ihr von Freunden mitgebracht wurden – sie hatte gemerkt, dass sie zu der Sorte Frauen gehörte, denen Freunde Grünpflanzen mitbrachten und nicht etwa Blumensträuße, ganze Arme voll Lilien oder Flieder –, gingen jedes Mal ein; hauptsächlich deshalb,

dachte sie, weil sie immer so besorgt darum war. Aber dieser Garten war anders. In Gärten steckte Natur und nicht nur ein Plastikstreifen mit Pflegehinweisen. Die Natur spendete, wenn auch vielleicht willkürlich, einfach immer weiter ihre wundersamen Energien und gewährte Aufschub, sodass beim Gärtnern doch noch ein weiteres Element hinzukam als nur das schlichte Befolgen von Anweisungen. Vielleicht komme ich jetzt ins richtige Alter für die Gartenarbeit, dachte sie. Merken die Leute, wenn sie auf die Vierzig zugehen, nicht tatsächlich, dass es ihre einzige Chance ist, noch etwas Lebendiges wachsen und gedeihen zu sehen?

Unten an der kleinen Pforte hielt ein Wagen, und Tom Carver stieg aus. Er trug eine lange Papierrolle unter dem Arm, die Zeichnung, die er mitzubringen versprochen hatte, von ihrem neuen Wohnraum, ihrem neuen Badezimmer, ihrer neuen Terrasse nach hinten raus, die aus dem Abhang herausgeschlagen und mit Tisch und Stühlen geschmückt werden sollte, und an der sie, wie Tom Carver ihr versprochen hatte, in der flüchtigen Morgensonne frühstücken würde. Als er den Pfad hinaufkam, klopfte sie ans Fenster, und er sah auf und winkte. Sie ging in den schmalen Vorraum hinunter, der schon bald mit der Wohnfläche verschmelzen würde, und ließ ihn herein.

»Verdammt kalt«, sagte er.

»Tatsächlich?«

»Viel kälter hier oben als unten, wo ich wohne. Wie geht es Ihnen?«

»Gut«, sagte sie.

»Als ich mich scheiden ließ«, sagte Tom, »und die Leute mich fragten, wie es mir ginge, sagte ich immer: ›Danke, miserabel‹, und dann machten sie jedes Mal ein richtig beleidigtes Gesicht. Es gehört zum guten Ton, dass es einem gut geht, nicht wahr, wenn es nicht so ist, wird man nur lästig.«

»Aber es geht mir gut«, sagte Elizabeth.

Er warf ihr einen flüchtigen Blick zu.

»Wenn Sie es sagen.«

Er ging an ihr vorbei ins Wohnzimmer und rollte seine Zeichnungen auf dem Fußboden aus.

»Dieses Haus ist alles andere als regelmäßig. Wir denken immer, dass die

Georgianer alles so symmetrisch gebaut hätten, aber die meisten Häuser in Bath sind es nur so gerade eben. Mir gefällt das. Es macht diese Bauherren aus dem achtzehnten Jahrhundert irgendwie menschlicher, wenn der eine so zu dem anderen sagt: ›Hau das Teil da auch noch mit rein, Will, merkt ja doch keiner.«

Elizabeth ließ sich auf die Knie nieder. Die Zeichnungen waren sehr ansprechend mit ihren vielen ordentlichen Linien und den blassblaulila schraffierten Flächen, die mit einer zurückhaltend schwungvollen Architektenhandschrift beschriftet waren.

»Wollten Sie schon immer Architekt werden?«

»Nein. Ich wollte Arzt werden. Mein Vater war Arzt, und mein Großvater auch, und ich weigerte mich aus reinem Trotz, auch nur daran zu denken, nachdem mein älterer Bruder ein Medizinstipendium in Cambridge bekommen hatte.«

Elizabeth strich mit dem Finger über das schraffierte Rechteck, das einmal ihr Fenstersitz nach Süden sein würde.

»Bereuen Sie's?«

»Ja.«

»Glauben Sie, dass die Reue einen besseren Architekten aus Ihnen macht?«

Er ging neben ihr in die Hocke.

»Was für eine überaus hübsche Frage, Miss Brown.«

»Elizabeth.«

»Danke. Die ehrliche Antwort lautet, dass es einen recht erfolgreichen Architekten aus mir gemacht hat.«

»Und ich«, sagte Elizabeth, »bin eine recht erfolgreiche Beamtin im öffentlichen Dienst.«

»Ist das eine Zurechtweisung?«

Elizabeth stand auf.

»Nur eine kleine Warnung. Warum haben Sie das Waschbecken nicht unter das Nordfenster gelegt?«

»Weil ich da eine Tür zum Garten hingesezt habe.«

»Aber ich will keine zwei Außentüren in diesem Raum.«

Tom erhob sich ebenfalls.

»Dann werden wir noch mal drüber nachdenken.«

»Ich werde Platz für Gummistiefel brauchen, oder etwa nicht? Und für Mäntel und irgendwas, damit ich vor Regen geschützt bin, wenn ich sie ausziehe.«

Tom bückte sich und legte den Finger auf den Plan.

»Da.«

»Oh«, sagte sie. »Entschuldigung.«

»Und da ist auch eine Außentür für all das. Die Tür hier war für den Sommer. Um ein Tablett rauszutragen oder etwas in der Art. Ein Samstag im Sommer. Freunde kommen auf einen Drink vorbei.« Er hielt inne. Dann richtete er sich auf und sah sie an. Mit veränderter Stimme sagte er: »Sie können sich nicht wirklich vorstellen, dass Sie hier leben werden – oder?«

»Nein«, sagte sie. Sie steckte die Hände in die Manteltaschen.

»Zumindest – ich dachte, ich könnte es, als ich es zum ersten Mal sah. Aber vielleicht lag das zu einem Teil auch an all dem Leben, das sich darum herum abspielte. Aber ich bin sicher, dass es so kommen wird. Vorstellungskraft war noch nie meine starke Seite.«

Tom versetzte den Zeichnungen am Boden einen kleinen, geschickten Tritt, sodass sie sich folgsam wieder einrollten.

»Ich sage Ihnen was. Ich werde Sie mit in mein Haus runter nehmen, da ist es wenigstens warm, und Ihnen einen Kaffee kochen, und dann reden wir –«

»Ich mache jetzt keinen Rückzieher –«

»Darüber wäre ich mir gerne ganz sicher, bevor ich Ihnen sage, wie viel ich Sie jetzt schon gekostet habe.«

Elizabeth sagte mit einiger Schärfe: »Ich will dieses Haus.«

Tom bückte sich und klaubte die Rolle mit den Zeichnungen auf. Er sah sie an. Lächelnd.

»Ich glaube Ihnen die ersten beiden Worte von diesem Satz«, sagte er.

»Wenigstens.«

Elizabeth saß an Tom Carvers Küchentisch. Es war ein langer Tisch aus altem, nachgedunkeltem Holz, und darauf befand sich eine Menge unterschiedlichster Dinge – ein Haufen Zeitungen, eine Schale mit Äpfeln und außer den Früchten noch mehrere Schlüssel und geöffnete Briefe,

ein Packen Kerzenanzünder, eine zugestöpselte Weinflasche, ein Kaffeebecher, eine Taschenlampe – aber irgendwie sah das alles nach beabsichtigter Unabsichtlichkeit aus, genauso wie Toms Kleidung. Die Küche war ein heller Raum, der die ganze Länge des Hauses einnahm, mit einer Flügeltür am einen Ende, durch die Elizabeth das gestrichene Eisengeländer sehen konnte, das höchstwahrscheinlich zur Treppe in den Garten gehörte. Es war eine Küche, wie man sie in Ausstellungenräumen oder in Zeitschriften sieht, wo auch die noch so geschmackvoll arrangierte Unordnung nicht darüber hinwegtäuschen kann, dass alles bis in den letzten Winkel durchdacht ist und jeder Türgriff und jeder Strahler ausführlichst begutachtet wurde, bevor man sich für ihn entschieden hat.

Tom Carver stellte einen Becher mit Kaffee vor sie hin.

»Sie machen nicht gerade ein sehr bewunderungsvolles Gesicht.«

»Ich bin nicht an Häuser gewöhnt«, sagte Elizabeth, »mit denen man sich so viel Mühe gegeben hat.«

»Das ist schließlich mein Beruf.«

»Ja, natürlich. Ich wollte nicht unhöflich sein.«

»So habe ich das nicht aufgefasst.« Er setzte sich ihr gegenüber. »Die ursprünglichen Bewohner dieses Hauses hätten sich hiermit eine geradezu fantastische Mühe gegeben, oder? Besonders mit den Empfangsräumen. Denken Sie nur daran, wie elegant Bath damals war.« Er hielt inne und schob ihr ein Schälchen mit braunem Zucker hin. »Warum wollen Sie überhaupt in Bath wohnen?«

»Mein Vater lebt hier. Ich kenne es. Es ist von London aus bequem zu erreichen.«

»Warum haben Sie kein Haus in London gekauft, mit einem Garten dran, und besuchen Ihren Vater ab und zu mal zum Wochenende?« Elizabeth tat einen Löffel Zucker in ihren Becher und rührte langsam um.

»Ich weiß nicht. Ich bin gar nicht auf die Idee gekommen. Ich hatte immer nur diesen Gedanken an ein Cottage mit Garten im Kopf.«

»Die angelsächsische Idylle auf dem Land.«

»Vielleicht.«

»Eine romantische Vorstellung«, sagte Tom, »und so überzeugend.

Sachsen, die um den Maibaum herumtanzen –«

»Aber das haben sie nicht getan«, sagte Elizabeth. »Oder? Die sind lumpenbehangen im Schlamm rumgekrochen und waren tot, bevor sie dreißig wurden.«

»Idyllen mögen diese Art von Fakten nicht. Für Idyllen ist es lebenswichtig, dass es keinen Schlamm gibt, dafür aber noch alle eigenen Zähne. Haben Sie eine Idylle?«

Elizabeth trank einen Schluck von ihrem Kaffee.

»Nein.«

»Vernünftiges Mädchen«, sagte Tom.

»Da bin ich mir nicht so sicher«, sagte Elizabeth, »aber nach dem Tod meiner Mutter wollte ich ganz bewusst etwas ändern, etwas Neues tun, etwas hinzufügen. Den Job wollte ich nicht wechseln, weil ich nur noch ein, zwei Jahre von der Beförderung in eine ziemlich leitende Position entfernt bin, aber ich hatte das Gefühl – nun ja, ich hatte das Gefühl, ich könnte so werden wie diese Frauen, die uns in der Schule unterrichtet haben und die wir in unserer überheblichen und wahrscheinlich ganz falschen Art von vierzehnjährigen immer bemitleidet haben, weil es in ihrem Leben nichts anderes gab außer uns.«

Tom umfasste seinen Becher mit beiden Händen.

»Waren Sie schon mal verheiratet?«

Kurze Pause.

»Nein«, sagte Elizabeth.

»Hätten Sie gern geheiratet?«

Elizabeth sah in ihre Kaffeetasse. Ein Teil von ihr hätte ihm gerne kurz und knapp gesagt, dass er sie nicht annähernd gut genug kannte, um eine solche Frage zu stellen, und der andere Teil wollte ihm gerne – voller Erleichterung, dass es endlich herauskam – anvertrauen, dass sie anscheinend immer nur Männer heiraten wollte, die bereits verheiratet waren, und dass es sie verwirrte, sich immer nur dann dem Gefühl der Liebe überlassen zu können, wenn keine echte Gefahr bestand, sich binden zu müssen. Und dabei war die Einsamkeit, zu der ihre – zunehmend schmerzliche – Zurückhaltung sie führte, von Tag zu Tag schwerer zu ertragen. Sie begann alles um sie her einzufärben. Manchmal dachte sie schon, dass ein halb volles Whiskyglas, genau wie

ihr Vater gesagt gesagt hatte, in Wirklichkeit nur halb leer war. Als sie am Morgen in dem kleinen Haus am Lansbury Crescent gestanden hatte, hatte sie sich ihre Einsamkeit dort sehr bildhaft vorstellen können, nicht aber die Szene, die Tom angesprochen hatte, den Sommerabend mit offener Tür zum Garten und einem Tablett mit Drinks auf dem Terrassentisch und dazu eine Gruppe von Freunden. Sie hatte Freunde, natürlich hatte sie das, Freunde, mit denen sie ins Kino oder ins Theater ging, Freunde, die sie zum Sonntagsessen einluden und sie trotz aller komisch-verzweifelten Klagen nicht über ihr Gefühl von Stolz und Befriedigung hinwegtäuschen konnten, dass sie Kinder hatten. Man konnte – und unter ihren Freunden gab es einige Singles, die genau das taten – seine Freunde zu einer Art Familie machen, aber am Ende erwartete einen immer wieder die eigene Abgeschlossenheit, und zwar weniger in der leeren Wohnung als im eigenen Herzen. Gerade vor einer Woche war ihr das wieder besonders aufgefallen, als sie in der Praxis bei ihrem Arzt einen Nierenspenderausweis ausgefüllt hatte. Wer sollte im Falle ihres Todes benachrichtigt werden? Mein Vater, schrieb sie hin. Und dann hielt sie inne. Wer würde es sein, wenn ihr Vater einmal tot war?

»Ich dachte«, sagte sie zu Tom Carver, »wir würden über mein Haus sprechen.«

»Tun wir ja.«

»Aber –«

»Ich versuche Ihnen zu entlocken, ob Sie wirklich sagen wir fünfzehntausend Pfund für etwas ausgeben wollen, bei dem Sie nicht wirklich mit dem Herzen dabei sind.«

»Was macht das für Sie schon für einen Unterschied?«, sagte Elizabeth grob. Warum sollte es Ihnen denn etwas ausmachen? Sie bekommen Ihr Honorar so oder so, ob ich das Haus nun mag oder nicht.«

Tom Carver stand auf und ging zum Küchentresen hinüber, wo er die Kaffeekanne abgestellt hatte. Gleichmütig sagte er: »Sie haben ganz recht. Bei den meisten Kunden ist es mir ziemlich egal. Schließlich treffen sie die Entscheidungen, dann sind sie auch für die Konsequenzen aus diesen Entscheidungen verantwortlich. Aber –« Er hielt inne.

»Aber was?«